

nähern. Aber das Adjektiv θεῖος ist durch seine Verwendung im metaphysischen Seinsbereich der „Ideen“ in ein phänomenologisch klar umschriebenes *Wortfeld* hineingestellt, das wesentliche Aussagen über das Absolute und das Göttliche erlaubt (zur weiteren Verfolgung des Problemes vgl. u. a. G. Huber, *Das Sein und das Absolute*, 1955).

Für die Erhellung der Kernfrage von der Personalität des Absoluten wird man sich zunächst einmal abschirmen müssen gegen artfremde Einflüsse und der Frage nachgehen, wie sich im hellenischen Denken der „Personbegriff“ darstellt. Hier nun hat uns die Altertumswissenschaft (Religionsgeschichte, Archäologie, Philologie) aufschlußreiche Erkenntnisse über die Entwicklung des Persönlichkeitsbewußtseins geschenkt, Erkenntnisse, die vermittelt wurden durch Arbeiten von Buschor, Snell, Pohlenz, Fränkel, W. F. Otto, Lesky u. a. Daß auch Platon vom Segen personaler Existenz lebt, haben u. a. Jaeger und Friedländer herausgestellt. Letzterer z. B. geht aus von der Analyse des 7. Briefes, in dem der greise Platon auf die zwischen dem 18. und 40 Lebensjahr liegende Zeit geistigen Werdens zurückschaut, und entwickelt, wie die Person des Sokrates, Platons Ursprungsintuition, die „zentrale Schicht in dem platonischen Weltbild“ ist (Platon, I, 181 3—33 133—144). Die Schau von der Seele als innerer Politeia und von dem Staate als erweiterter Seele, beide von gleicher Struktur, da sie beide auf die Idee des Guten ausgerichtet sind (Friedländer a. a. O. 32), verdankt er der Begegnung mit Sokrates. Betrachtet man ferner den ganzen Platon, auch jenen, der es u. a. liebt, philosophische Sachverhalte durch mythische Darstellung zu verdeutlichen, dann wird man feststellen, daß er im Vergleich zur Vorzeit, die er fortsetzt (vgl. W. Jaeger, *Die Theologie der frühen griechischen Denker*, 1953), nicht nur fortschritt in der Ethisierung und Vergeistigung des Gottesbegriffes, sondern auch nach Ausweis der gesamten Sprechweise in dessen personaler Erfassung. Man darf schon W. Jaeger in seinen philologisch unterbauten Erkenntnissen folgen, wenn er sagt, der „wichtigste und ursprünglichste Zugang zum Gottesproblem für Plato das sei, was man den paideutischen Weg nennen könne: Gott als das Maß der Maße“ (a. a. O. 220 Anm. 13; Paideia III, 8—104 321).

K. Ennen S. J.

Heberer, G. (Herausgeb.) *Die Evolution der Organismen. Ergebnisse und Probleme der Abstammungslehre*. 2. erweiterte Aufl., 5. Liefg. 4<sup>o</sup> (S. 857—1109) Stuttgart 1957, Fischer, Subskr. 18.50 DM.

Die 5. Lieferung dieses umfangreichen Werkes über die Evolution beginnt mit einem *A. Kühn* zum 70. Geburtstag gewidmeten Beitrag von H. über eine „Theorie der additiven Typogenese“. In 4 Kapiteln (1. Vorbemerkung. 2. Definition des Typus und die Frage des realhistorischen Typenzusammenhangs. 3. Das Typogeneseproblem im Lichte der Paläontologie. 4. Der aktuelle Evolutionsmechanismus als mögliche Grundlage der Gesamtphylogenie) legt H. seine auch in früheren Veröffentlichungen schon öfter geäußerte Meinung über die Grundlagen der Phylogense dar.

H.s Theorie steht wie die meisten neodarwinistischen Äußerungen (z. B. Rensch, Simpson) von vornherein auf dem Boden einer mechanistischen Biologie. Zur Frage der „Gesamtkausierung der Phylogenie“ wird festgestellt: „Remane hat wiederholt (vgl. 1952) zur Zurückhaltung aufgefordert, da das Evolutionsmaterial, das in den Mutationen vorliegt, nicht ausreicht, mit den populationsgenetischen Mechanismen eine grundsätzliche allgemeine Kausierung der Gesamtphylogenie schon als gegeben zu betrachten. Das trifft natürlich zu. Aber es besteht methodisch nicht der geringste Grund, die Möglichkeiten einer solchen Kausierung nicht kritisch zu untersuchen, wie wir das auch in der ersten Aufl. dieses Werkes getan haben. Hierbei kommen allerdings keine Erwägungen in Betracht, die nicht in den Bereich einer methodisch mechanistischen Biologie gehören, mechanistisch hier — wohlgemerkt — methodisch genommen (man vgl. hierzu E. May 1954). Alle Versuche, die zur Kausierung der Phylogenie Faktoren einführen, die sich letzten Endes als metaphysisch erweisen, die also den Rahmen eines methodisch mechanistischen Forschens überschreiten, bleiben außer Betracht... Wenn der methodische Mechanismus scheitern sagt ‚noch nicht‘, dann kommt gewöhnlich der Entelechismus (in welcher

Prägung auch immer) und behauptet „niemals“, oder er setzt einen transzendenten Faktor, einen Terminus (!) als kausierendes Moment ein“ (860).

So sehr man auch für das biologische Experiment einen methodischen Mechanismus anerkennen wird, so ist doch die Frage berechtigt, ob der grundsätzliche Ausschluß jeglichen metaphysischen Denkens bei einem so umfassenden Problem, wie es die Phylogenie bes. auch des Menschen darstellt, noch methodischer Mechanismus genannt werden darf. Dieser Mechanismus ist es doch gerade, der von vornherein ein „niemals“ gegenüber jeder Form von „Entelechismus“ spricht, auch wenn es um ein so vielschichtiges Problem wie den Menschen geht. In den Rahmen einer grundsätzlich mechanistischen Biologie gehört es ferner, daß die Typogenese rein summativ aufgefaßt wird und zwar auch für die transspezifische Evolution. Daß damit der Begriff der Typogenese eigentlich selber aufgelöst und damit gegenstandslos wird, sieht der Verf. selbst sehr klar (910). Hinzukommt, daß evolutionspositive Mutationen sehr selten sind, so daß der Verf. zugibt, daß man mit Remane einer Meinung sein kann, „daß die von der Genetik zur Zeit erfaßten Mutationen für die Phylogenie noch nicht zu einer Gesamterklärung ausreichen“ (892, ähnlich auch 895). Auch die Theorie der additiven Typogenese kann unser Erklärungsbedürfnis für eine so gewaltige Erscheinung wie die Stammesgeschichte der Organismen nicht befriedigen.

Die Phylogenie der Hominiden im Rahmen der Primaten behandelt v. Krogh (Hannover). Er betont, daß alle Untersuchungen über die Evolution des Menschen immer wieder seine Primatenverwandtschaft bestätigt hätten. Meinungsverschiedenheiten beständen nur über die Frage der zeitlichen Abtrennung der zum Menschen führenden Linie. Als außerordentlich wichtig wird auch die genaue Kenntnis der Variationsbreite der einzelnen Merkmale erkannt. Der Verf. bemüht sich ferner zu zeigen, daß die allgemeine „Pongidentheorie“ (mit einigen Abänderungen) auch heute noch zu Recht besteht und ein Eigenweg des Menschen (Westenhöfer) nicht in Frage kommt. In der Systematik der höheren Primaten übernimmt Verf. die Einteilung Heberers, erkennt aber die Vorschläge von Simpson (1945) und Kälin (1952) als möglich an.

Zu dem heute vieldiskutierten Thema der Körperhaltung sagt der Verf.: „Der Meinungsstreit, ob die Ahnen der Hominiden ein schwingkletterndes Stadium durchlaufen haben, läßt sich heute angesichts der geringen Zahl verwertbarer Fossilien noch nicht endgültig klären; es ist jedoch sicher, daß sie keine extremen Differenzierungen in dieser Richtung ausgebildet hatten. Die Tatsache, daß auch bei rezenten Pongiden Individuen mit hin und wieder aufrechtem Gang vorkommen, scheint darauf hinzudeuten, daß in der Ahnengruppe der höheren Primaten die Anlage zur aufrechten Körperhaltung vorhanden war, die sich dann einerseits zur schwingkletternden Lokomotionsweise spezialisierte, andererseits bei den Ahnen der Prähominiden zum aufrechten Gang“ (929). Portmanns wichtige Ergebnisse über den besonderen menschlichen Ontogenesentyp werden gewürdigt, aber als Spezialisierungen aufgefaßt, die einer stammesgeschichtlichen Verbundenheit des Menschen mit den höheren Primaten keineswegs widersprechen sollen (935). Die serologischen Eigenschaften und die Cerebralisation werden eingehend besprochen. In einer Schlußbetrachtung kommt der Verf. zu folgendem Ergebnis: „Versucht man einmal, die geschilderten Verhältnisse als Ganzes zu betrachten, wobei selbstverständlich weder das gleichsinnige noch das unterschiedliche Verhalten bei Hominiden und höheren Primaten außer acht gelassen werden darf, so ist das wesentliche Kennzeichen ein mehr oder weniger gradueller Übergang, der sich von den niederen bis zu den höchsten Primaten erstreckt und den Menschen eindeutig einschließt. Wenn andererseits der Mensch eine stärkere Differenzierung des Gehirnes und damit einen deutlichen Cerebralisationsunterschied erkennen läßt, so kommt hierin die besondere Spezifität der Hominiden zum Ausdruck“ (946).

Als letzten Beitrag bringt W. Gieseler (Tübingen) „die Fossilgeschichte des Menschen“. Einleitend wird über die Entdeckungsgeschichte des fossilen Menschen berichtet, da manche Anschauungen und Lehrmeinungen nur aus der geschichtlichen Entwicklung verstanden werden können. Anschließend wird die Einteilung des Pleistozäns behandelt (geologische und urgeschichtliche Gliederung). G. beginnt die Besprechung der fossilen Urkunden der menschlichen Stammesgeschichte mit dem

europäischen Neandertaler der letzten Eiszeit. Wohl mit Recht warnt er vor einer „frühzeitigen Zusammenfassung“ und der Aufstellung einer weitverbreiteten Neandertalstufe und wünscht, in Zukunft die bisher gemachten Funde räumlich und insbesondere auch zeitlich schärfer zu trennen (965). Deshalb werden zweckmäßig nur die Funde aus der letzten Eiszeit Europas als Neandertaler bezeichnet, diejenigen aus dem letzten Interglazial aber als Präneandertaler. Interessant ist die Feststellung, daß die Mehrzahl der glazialen Neandertaler den männlichen Europäer durchschnittlich an Größe des Gehirns übertreffen. Über den entscheidenden Feinbau des Gehirns und die innere Struktur ist damit natürlich nichts ausgesagt. Der letzteiszeitliche Neandertaler ist als Endzweig einer Sonderentwicklung aufzufassen und damit kommt eine direkte Abstammung des *Homo sapiens* von diesem Neandertaler kaum in Frage. „Er ist nicht der Vater des *Homo sapiens*, sondern sein verstorbener Vetter“ (979). Sollte diese Ansicht stimmen, so müssen in der letzten Warmzeit nebeneinander zwei Menschengruppen gelebt haben, von denen die eine zum letzteiszeitlichen Neandertaler, die andere zum *Homo sapiens* führte. Derartige Präneandertaler und Präsapienten-Formen kennen wir heute mit genügender Sicherheit, und G. gibt einen guten Überblick über diese Formen. Nach Besprechung der europäischen Frühfunde aus dem Mittel- und Altpleistozän (Steinheim, Swanscombe, Heidelberg), ferner des *Pithecanthropus erectus* und *Sinanthropus*, der Knochenreste aus dem Mittelpleistozän Nordafrikas (Ternifine und Casablanca), der Gehirnschädel von Nangdong (Java) und der Rhodesier werden die ältesten fossilen Menschenreste aus Java und ferner das „Riesenproblem“ eingehend erörtert.

Besonderes Interesse beanspruchen heute die Australopithecinen, die scheinbar „nach dem Gehirn noch Pongiden, nach dem aufrechten Gang schon Menschen sind. Die gesamte Morphologie der Australopithecinen beweist aber, daß eine derartige Aufteilung eine Unmöglichkeit ist; der Vorgang der Menschwerdung ist stark auseinandergezogen und erfolgte nicht in einer begrenzten Zeit, sondern in einem größeren Abschnitt nacheinander und in morphologisch kleinen Schritten. Dabei ist es dann ein schwieriges Unterfangen, eine klare Grenze in den rein körperlichen Zuständen zwischen Tier und Mensch ziehen zu wollen. Anders ist das auf psychischem Gebiet“ (1092). G. rechnet die Australopithecinen zur Familie der Homiinen; sie sind aber in ihrer Entwicklung in eine Sackgasse geraten und kommen als Vorfahrenformen des eigentlichen Menschen nicht mehr in Frage.

Zum Problem des Tertiärmenschen glaubt der Verf. abschließend sagen zu können: Die menschliche Linie reicht ins Tertiär, der *Homo sapiens* ist aber aus dieser frühen Zeit nicht nachgewiesen, er ist auch nicht anzunehmen. Für das Pliozän und vielleicht auch für das Ende des Miozäns sind Formen vorauszusetzen — aber noch nicht nachgewiesen —, die morphologisch unterhalb der Australopithecinen und der ältesten *Pithecanthropus*-Formen stehen (1096).

Mit einer kurzen Zusammenfassung schließt der sehr umfangreiche, mit einem außerordentlich kritischen Blick geschriebene Beitrag von G. Mit der folgenden 6. Lieferung findet das auf 2 Bände angewachsene Werk seinen Abschluß.

A. Haas S. J.

Zacharias, G. P., *Psyche und Mysterium. Die Bedeutung der Psychologie C. G. Jungs für die christliche Theologie und Liturgie* (Studien aus dem C.-G.-Jung-Institut Zürich, 5) gr. 8<sup>o</sup> (171 S.) Zürich 1954, Rascher. 15.30 DM.

Der Verf. stellt sich das Ziel, „als Theologe und Liturge die Jungsche Psychologie in den Raum der christlichen Theologie und Liturgie zu rezipieren“. Zugleich hebt er hervor, daß „vor allem die den zweiten Teil dieses Buches tragenden Grundgedanken nicht der Psychologie C. G. Jungs als solcher entstammen, sondern vielmehr das Anliegen des Verfassers zum Ausdruck bringen“. Der Unterschied von Jungs Arbeiten ist aber noch erheblich wesentlicher: Jung seinerseits betonte immer wieder, sein Anliegen sei es, in der Seele als „anima naturaliter religiosa“ sich findende religiöse Anlagen, Entsprechungen, Bedürfnisse aufzuzeigen, die objektiven Glaubensfragen hingegen (wenigstens grundsätzlich) als Fragen anderen Zuständigkeitsbereiches der Glaubenswissenschaft zu überlassen. Hingegen schreibt